

Unter afrikanischem Großwild

Von

Heinrich Fonda

Oberstleutnant a. D.



Im Verlag Ullstein / Berlin

I. Kapitel

In der Prima des Cielanen und des Rathors

Trotz zu Käten

Welt im Herzen des Riesen, wo noch lange,
wie langt erledigte Wölfe sich bis zu 4000 Meter
höhe erhalten, wo sie täglich viele Stunden auf einem
bedrohlichen Höhenrutschenden Signal, bei Auf-
tragen der doppelt schweren Dämme errichtet, um
mit den Elektromotoren zu beginnen. Über hager-
lang kein Stein getragen, und so hier Deinen nicht eine
Glocke retten wollen durft, wenn es oft nicht
ausreichig auf seiner fülligen, windumwachten
Höhe. Der ein, nach Welen zu, lag ein mächtige
Fünfzehner Brüder, unpassierbares Landstück, auf dem
nicht nur Felsenwände vom Gneuschen und Kämen,
grauigen Bläumen bestanden. Das mittlere Freytes
Begleiter wiede Jahre, dem guten Georgius passif-
fischer Bergsteiger, freßte ich nach allen Rücksichten
in der Zeit herum, solange es möglich zu ver-
machen galt. Es habe ich bald auch ein gesuchter
Begleiter, unbeschreibliches Wallgefecht ab, in welches
der Kästen mir stieg. Die Erinnerung
an jene Wallreise machte mich Fünfzehner betrügen. Die
Kraft war nach mehreren Tagesreisen unerhörbar

Der, der sich nun mit dem Glück vergnügt und sich
über den bedauerten Freude. Wenn beide ich den Kindern
ihre angehören, die diese aufzuführen und das Glas
einspielen, als ich diese Gitarren hat und zwar in
leichter Stunde, hofft keiner einzige nicht glänzen zu können.
Der Spaß, der mir diese Freude habe, weiß und kann
nicht eingeschätzen.

Wie ich auch mein Glas herleite, schnell waren
Gitarren im Geschäft, die wir jetzt den Eltern
gegenüber vertheidigen. Aber, bestimmt waren
es aber, Gitarrenhändler meinte. Da nun langsam
zusammen (die Frage war freute ich an mehreren
Fragen darüber ob dies in all diesen Tagen und
Jahren geschahen. — Ein unvergängliches, endlosem
Fest! — Diese waren für Freudenmäntel und nach
Wochen in den Sonnenstaat Brasilien weitergezogen. —

Die unvergänglichen Blattgrätzte des Romantikstra-
zellen weit prächtiger Bekleidet dieser Pfefferten und
wie weit sie bei uns, wo der Student lange Kleider be-
wältigtet, natürlichem Gang hatte, beweist.

Zieh doch beherzt auf, alle Freude ohne
Zweifel mehr Gitarren, besonders in der Tat ge-
meißelter Bilder, als vor zwei Jahren angewandten
werden Freude. Wünschen Sie nicht einander Bild-
der Kinder des Lüdens, die Blattgrätzte der Begehrte
Mutter und Kindergärtner — Endlich ein kleiner golden
Kinderstuhl und dem kleinen Prinzen möge die
jedem den wachsenden Kindern. So.

Zieh Freude ist es verhältnismäßig leicht, auf welche
gleichscheinende, wie je verhältnismäßig Kindern

men einer sogenannten Urzeitwelt zu Schuß zu kommen, wenn man nicht von hartnäckiger Schicksalsungunst verfolgt wird.

Leicht jedenfalls für den, der Zeit hat, viel Zeit.

So viel Zeit fand sogar während des Aufstandes 1905/06 ein am Rusipi tätiger Herr, daß er 17 Elefanten erlegte, die ich später an Ort und Stelle nachweisen konnte. Wieviel er außerdem trank schuß, weiß man nicht. Derselbe begründete diesen Wettkampf mit der gemütvollen Erklärung: „Wenn ich sie nicht schieße, dann schießt sie ja ein anderer.“

1907 schuß ebenfalls am Rusipi ein „sogenannter Bar“ 30 Elefanten in wenigen Monaten.

Im Bezirk Mahenge wurden von Europäern ebenfalls eine ganze Reihe von Elefanten erbeutet, die dem Hauptjäger, der immer unterwegs war und sich von guten Schüßen helfen ließ, viele Goldmark eingebracht haben müssen.

Zum Verdienste ich auch meinen Zusammenstoß mit dem Flughpferd, denn es war wie gewöhnlich in dem für mich bestimmten neuen Einbaum von der Fährstelle Urambo auf Elefantenjagd unterwegs.

Die Elefanten durchstreifen zu gewissen Zeiten gern ganz bestimmte Gebiete.

So kommen sie während der Regenzeit von den Bergen herab in die Russissi- und die Ullangaebene. Zur Zeit der Mangoreise (Ende November) stellen sie sich pünktlich am Rusipi bei den alten hochtagenden Mangobäumen ein, welche an den Plätzen längst verlassener Dörfer lippig gedichen und sich zu aus-

gesprochenen lichten Waldstüden vereinten und entwicelten.

Am Kilimandjaro war einige Jahre lang der Abschuß von Elefanten verboten. Wegen des Schadens, den sie dann in den Pflanzungen antrichteten, wurde die Jagd wieder gestattet, bis 1909 das neue Jagdgesetz erstaulicherweise diese großartigen Geißhörige Gottes wieder in Schuß nahm; einmal durch die hohe Jagdscheingebühr und dann durch die Beschränkung der Zahl der zum Abschuß freigegebenen Tiere auf zwei pro Jahr und Jagdschein. Aber wenn dieses Gesetz auch noch so gute Wirkungen zeitigt, der Elefant wird in Deutsch-Ostafrika langsam und sicher ausgerottet werden, denn die Bestände sind doch nicht groß genug, um auch den eingeschränkten Abschuß zu ergänzen, geschweige durch Mehrzahlauswuchs zu übertreffen.

Das immer im Preise steigende Elfenbein ist ein zu kostbarer Stoff, als daß nicht doch darauf gewildert werden kann und wird, in einem Lande, in welchem die Kontrolle so schwer ist. Als Wechselwild wird der Elefant an den Grenzen der ganz gesperrten Jagdreservate ebenfalls immer leicht abgeschossen werden können.

In den ungeheuren, menschenarmen Gebieten des Kongostaates leben, wie berichtet, noch heute so zahlreiche Elefantenherden, daß eine wesentliche Verminderung der Bestände sobald nicht zu erwarten ist. Wenn es nicht verbürgt wäre, möchte man es nicht für möglich halten, daß die Araber, welche vor etwa

60 Jahren von Osten her den Tanganita überfritten und in den heutigen Kongostaat eindrangen, ganze Dorfumzäunungen fanden, welche nur aus Elfenbeinjähnen bestanden. Einen Wert hatten die Jähne damals für ihre Besitzer kaum. Sie wurden teils zu Hausgerät, wie Hämtern, Stöhlen, teils zu Schmuck u. dgl. verarbeitet. In einigen Ländern Westafrikas stand einst die Elfenbeinschmiederei in hoher Blüte, wie z. B. die in Benin erbeuteten überaus kostbaren Stücke, die ihren Weg ins Museum für Völkerkunde nach Berlin gefunden haben, erkennen lassen. In ganz Innernafila steht heute das Elfenbein unter allen Handelsartikeln, dem Werte nach, noch an erster Stelle.

Elfenbein zu erbeuten, war und ist naturgemäß das Ziel und Streben zahlloser Menschen in Afrika, die nach Gewinn, Reichtum und Macht trachten. Wurden, so lange die Welt besteht, um an Gold, Edelsteinen oder sonstigen kostbaren reichen Länder blutige Kriege geführt, so veranlaßte die Gier nach Elfenbein in Innernafila zahllose Kämpfe, Greuel, Mord und Brand. Nicht nur der Elefant wurde vernichtet, wo man ihn mit Pulver und Blei erreichen konnte; nein, um des Besitzes seiner Jähne willen wurden friedliche Dörfer überfallen und ausgeraubt, die sich zur Wehr schenden Menschen umgebracht, so weit sie nicht gefesselt den Raub selbst erst forttragen mußten und später als Sklaven verkauft wurden.

Hierzu gibt keine Ehtonit Runde. Keine Aufzeichnung, keine Urkunde wird jemals Zeugnis ab-

legen können, in welchem Verhältnis die Zahl der des Elfenbeins wegen geopferten Menschenleben zu der der getöteten Elefanten steht. Wie grausige Märchen hören sich heute die Erzählungen alter Araber an, welche jene Zeiten mit erlebten. Auch eine „Segnung der Kultur“ für Afrika, die Feuerwaffe! Und dann — machten es die Nachfolger der Araber im Kongostaat lange Zeit viel besser?

Kein größerer Friedensbringer war in der Tat für den schwarzen Erdteil denkbar, wie die Eisenbahn.

Der Elefant wird dabei allerdings verschwinden, wenn er nicht gemeinsam von den Kulturnationen erhalten wird, denn die Bahnen fressen seinen größten Schutz, den unendlichen Raum! Keine Verwaltung hat ein Interesse daran, daß Abenteurer sich an einem — dank der modernen Feuerwaffen — ohne besondere Mühe zu bebenden Höhe des Landes bereichern oder daß ein fanatischer Nimrod sich wertlose Rekordezziffern erschafft. Wem die Zahl der — gegen ganz mit Recht sehr hoch zu bemessende Jagdscheingebühr — zum Abschuß erlaubten Elefanten auf einige wenige eingeschränkt wird, der hat dann auch das größte Interesse daran, nur alte, starke Bullen mit gewichtigen Zahnen zu jagen und wird davon abgehalten, sein Schießrohr ziel- und wahllos auf weibliche und unausgewachsene Tiere abzufeuern. Das gleiche gilt sinngemäß für Büffel, Nashorn und anderes seltene Wild.

Der afritanische Elefant unterscheidet sich von seinem indischen Vetter in der Hauptjagd durch seine

größeren Stoßzähne, seine gewaltigen, einem Riesenfächer ähnelnden Ohren und seine, diesen überhaupt übertreffende Größe.

Wie natürlich ist es nicht, daß jedem Jäger voll freudiger Erwartung das Herz klopft, wenn er zum erstenmal im afritanischen Busch auf die frische Spur des Riesen stößt, der trotz seiner Größe direkt lautlos wie auf Gummischlägen vielleicht vor Minuten nur das Laub der Bäume streifte! Wer denkt in diesem Augenblick an das zu gewinnende Elfenbein! Den Wert der Zähne würde er gern bezahlen, wenn sie nur als Trophäe sein würden.

Zeit beherrscht die Passion jeden Gedanken! Nur heran an das Wild. Nur einmal dem Reden der Vorzeit Aug' in Aug' gegenüberstehen zu können ist der brennende Wunsch, der jeden Gedanken an Gefahr oder gar Gewinn selbst unter der Bewußtseinschwelle ausschaltet. Welch seltene Wonne bietet nicht gerade hier dem edlen Jäger der Gedanke, sein Leben daran zu sehen, im immer ungewissen Kampf mit der Kraft eines Wesens, dessen Tritt ihn zu Brei zerstampfen, dessen Rüsselschlag ihm das Rückgrat wie eine Glühnadel zerschmettern könnte. Muß es nicht der unbeschreibliche Genuss an gleichsam in Sekunden konzentrierter Lebensanspannung sein, welche die Pulse fliegen, das Gehirn wundertbar klar arbeiten, jeden Nerv aufs äußerste anspannen läßt, in der berausenden Erwartung, was der nächste Augenblick bringt?

Muß ein nicht ungeheuerer Reiz darin liegen, die eigene, dem Gegner gegenüber minimale Körper-

trast durch Rallblütigkeit, geschickte und besonnene
Leitung der durch menschliche Intelligenz in einer
unvorstellbaren Metallhülse aufgespeicherten Explosionskraft in Gestalt einer winzigen Menge modernen
Pulvers anzuwenden, dessen vernichtende Wirkung
durch einen schwachen Fingerdruck am Abzuge, einem
lenkbaren Blüte gleich, nach Belieben zu erzeugen ist?

Nur das geübte Auge erkennt während der Trockenzeit die Spur des Elefanten auf festem Boden ohne Graswuchs an dem fast runden Umriß der vorderen, beim mehr ovalen der hinteren Füße und den ganz fein im Conde darin abgezeichneten Rissen der Hornöhle. In aufgeweichtem Erdreich dagegen drückt das Gewicht des massigen Körpers die Füße oft so tief in den Schlamm, daß große Löcher entstehen. Ich entinne mich meines anfänglichen Erstaunens, als ich einst im Tal des oberen großen Ruaha auf viele Hunderte solcher steinhart gewordenen Löcher stieß, welche von der Anwesenheit ganzer Elefantenherden während der letzten Regenzeit zeugten. Nicht selten bedecken solche Spuren den Negerpfad, denen dann mißvergnügt gefolgt wird, weil man im hohen Grase oder bei Dunkelheit alle Augenblicke stolpern oder in ein betrügerisches Loch treten kann. Die Tröger geben das Vorhandensein solcher und anderer Hindernisse auf dem Wege durch Zuruf nach hinten weiter, damit die Folgenden vorsichtig schreiten und sich nicht verleben. So erkennen z. B. immer wieder die Wartungstuße: „Jiwe!“ (Stein), „chimo“ (Loch), „mti“ (Baum, Ast) und besonders oft auch „safu“

(Ameise), wenn ein Zug jener sich wütend festbeißenden braunen Ameisenart, der jeder schleunigst aus dem Wege geht, den Pfad kreuzt.

Sicherer als die Spur deutet das Vorhandensein der ganz unverkennbaren, frischen Lösung, deren Häufigkeit auf eine recht gelegnete Verdauung schließen läßt, die Nähe eines Elefanten an. Eine einzelne Fähre ist bei feuchtem Boden leicht zu halten, auch wenn andere dieselbe kreuzen. Sehr viel schwieriger gestaltet sich die Spurfolge zur Trockenzeit. Vor allem muß man darauf achten, daß der Elefant keinen Wind bekommt, da er sonst dergestalt flott abgeht, daß die Aussicht, ihn noch zu stellen, fast immer schwindet. Bei günstigem Winde ist es nicht schwer, sich sogar bis auf zehn Meter und näher heranzupirschen. Je näher man herangeht, um so sicherer kann man den sofort tödlichen Schuß ins Gehirn anbringen. Bei gesenktem Kopf zwischen die Augen — Rüsselansatz — von der Seite zwischen Auge und Ohr, auch ins Ohr oder direkt dahinter! Geht das nicht, so ist Blattschuß zu empfehlen. In besonders geeigneten Fällen kann man Kniestruß versuchen, da der Elefant, im Gegensatz zu den meisten anderen Wildarten, auf drei Beinen nicht weiter kann.

Die Wahl des günstigsten Zielpunktes hängt eben ganz von den Umständen ab und ist nicht selten mehr Sache blihartigen Entschlusses, wie früher Überlegung. Bei Kopfschüssen muß man sich im Geiste schnell die Lage des Gehirns vorzugegenwärtigen. Bei planlosem Losknallen auf den Schädel, in die um-

gefährte Gegend, wo das Gehirn vermutet wird, kann nur ein reiner Zufall zum Erfolge führen. Meist flüchtet der Elefant weit fort und verbündert nach langen Qualen irgendwo im Busch.

Die inneren lebenswichtigen Organe sind durch das starke Knochengerüst so gut geschützt, daß ein Geschoss leicht an einer Rippe abgleiten kann. Schwer verwundete Elefanten sollen bisweilen von ihren Genossen gestützt fortgebracht werden. Es liegt kein Grund vor, an einer solchen Möglichkeit zu zweifeln.

Um Kilimandjaro hörte ich mehrfach von Einheimischen über eine angeblich gemachte Beobachtung sprechen, nach welcher dort im Urwald ein uralt, greisenhafter Elefantenbulle mit enormen Stoßzähnen lebe, bei welchem das Gewicht der Zähne seine Bewegungsfreiheit derart beeinträchtige, daß er, um schneller vorwärts zu kommen, — auf der Flucht usw. — seinen Kopf mit den Stoßzähnen auf die absallende hintere Rüdenpartie eines vor ihm herhoreitenden Genossen lege, dieser ihn also derart stütze. Bei der Klugheit der Elefanten ist eine solche Möglichkeit nicht ohne weiteres in das Gebiet der Fabel zu verweisen.

Dass ein angeschossener Elefant in seiner grenzenlosen Wut ein furchtbares Gegner sein und bejammungloses auf den Schüßen zutreten kann, ist nichts Erstaunliches. Wehe dem, den er erreicht und der sich nicht im letzten Moment vom Wege schnellend im Geistrupp verfliehen kann! Wunderlich ist es aber, daß nicht weit mehr Elefantenjäger bei der Jagd ge-

tötet werden, als es der Fall ist! Auf Grund vieler Gespräche mit erfahrenen eingeborenen Jägern und einer allerdings nicht gerade zuverlässigen mündlichen Unfallstatistik unter ihnen möchte ich annehmen, daß etwa auf fünfzig von Menschen getötete Elefanten erst ein vom Elefanten getöteter Mensch kommt.

Blindlings und scheinbar ohne Überlegung rast und stürmt der riesige Wüterich — wenn er angreift — meist auf seinen kleinen Gegner los und oft zuerst an ihm vorbei, so daß dieser fast immer Zeit zur Flucht in den Busch findet oder sich sonstwie drücken kann. Das Gesicht des Elefanten ist nicht scharf. Dazu befinden sich die Augen so hoch über dem Erdboden, daß ein ganz nahe befindlicher, liegender oder kniender und im Graswuchs oder Strauchwerk Deckung suchender Mensch leicht übersiehen werden kann. Der wunderbar seine Geruchssinn des Elefanten gereicht dem Menschen weit eher zum Verderben. Aber selbst dieser Sinn führt auch lange nicht immer sofort zum Finden des Angreifers, da der Elefant mit hochgehobenem Rüssel dahin zu stürzen pflegt, wo er den Feind — durch Nieschen suchend — vermutet und indem er zu hohe Luftschichten abschnüffelt, einen am Erdboden hingekauerten Mensch nicht immer sofort wittert. Nur auf diese Weise kann ich mir wenigstens erklären, wie es möglich ist, daß so viele Jäger, deren Flucht unmöglich war, vom ihnen folgenden Elefanten nicht gefunden wurden und mit heiler Haut davon kamen.

Wen er aber fängt, der ist verloren!

Und doch — auch hier gibt es Fälle, die als reine Wunder anmuten. So wurde einmal ein Vog von einem angreifenden Elefanten auf die Stoßzähne geladen und dann sozusagen als „Voripalet“ in den Busch geworfen.

Einen traurigen Ausgang nahm eine Elefantenjagd, welche ein mich begleitender Ingenieur gelegentlich einer Forschungsexpedition am Rusiyi-Ulanga unternahm.

Er verfolgte einen angegeschossenen Elefanten, als dieser plötzlich zum Angreifer wurde und ihn zu schnellster Flucht zwang. Er wurde jedoch von dem Elefanten auf dem schmalen Fußpfade eingeholt und durch Fußtritt und Zahnsißkralle getötet. Die wenigen Begleiter, denen es geglückt war, sich im Busch zu verschanzen, berichteten, daß sie sich erst entfernen konnten, nachdem das rasende Tier noch stundenlang unter Wüten und Toben die Umgegend der Unglücksstätte abgesucht hatte. Der im Mahengebezirk wohlbekannte bösartige Elefant Mangula, der schon eine ganze Zahl Menschenleben auf dem Gewissen haben sollte, wurde vor Jahren erlegt, worauf bei den Einheimischen sein Name ehrend auf den gläublichen Schülern überging.

Als ich im Juli 1907 gelegentlich der bereits erwähnten Rusiyi-Ulangaexpedition die Landschaft Behobeho passierte, wurde ich vor einem Elefanten gewarnt, der jede Ratawane angreifen sollte und erst vor kurzem zwei Frauen und einen Mann getötet habe. Im Bezirk Sabota wurde ein Offizier und ein

Weg der Schuhtruppe auf einem gänzlich „unbewaffneten Spaziergang“ von einem plötzlich auftauchenden boshaften Elefanten hartnäckig verfolgt; sie entkamen nur mit knapper Not.

Man sagt, daß die alten Einzelgänger — die getrennt von der Herde leben — für gewöhnlich bössartige und angriffslustige Tiere seien. Manche Beobachtung spricht dafür, daß diese Ansicht oft zutreffend ist. Fast jeder dieser alten Herren ist eben schon mal beschossen worden und hat den Menschen als seinen einzigen und schlimmsten Feind kennengeleert.

Zum allgemeinen darf man annehmen, daß der Elefant die Flucht ergreift, wenn er Menschen wittert und ebenso, wenn er irgendwo Jäger hört. Auch er ist eben durch Schaben und Erfahrung klug geworden. Doch Elefanten andererseits von lärmendem Streichen im Gebüsch, ja von lautem Sprechen zweifeln — d. h. wenn der Wind entsprechend steht — gar keine Notiz nehmen, auf Unterhaltung im Flüsterton in ihrer Nähe aber sofort verschwinden, habe ich einige Male selbst erfahren, öfter noch wurde es mir berichtet.

In einem Falle beobachtete ich einen vielleicht zweihundert Meter entfernten Elefanten etwa eine halbe Stunde lang, der in einem der Jagdreservate am Rufiji am gegenüberliegenden Ufer stand. Die Ratawane traf nach und nach lachend und schwatzend ein. Es wurde ungeniert laut gesprochen und gerufen, zuletzt sogar gepfiffen. Der Elefant langte in größter Seelentruhe mit dem schlängen-

gleichen Rüssel, sorgfältig den Lianenbusch betastend und untersuchend, die ihm zufogenden Ranken und Blätter herab, von Zeit zu Zeit innehaltend und witternd. Er mußte die Gerü sche trotz des Wassertauschens hören! Erst auf einen in die Luft abgegebenen Schuß schob er sich zusammen, krümmte den Rücken und war, mit geradezu komisch wirkender Bebenigkeit einen Fluktpferdwchsel etlichend, im Busch verschwunden. Der Anblick eines wilden Elefanten gehört hierzulande keineswegs zu den alltäglichen Ereignissen, er wird einem sogar nur sehr selten zuteil, selbst wenn man immer unterwegs ist. Ich selbst bin trotz unablässiger Versuche nur siebenmal an Elefanten auf Sicht herangekommen, während frische Fährten sehr oft meinen Pfad gekreuzt haben.

Wo eine Elefantenherde durchkommt, sieht es übel aus. Ganze Bananenpflanzungen werden verwüstet, die dicken Stengel zertrümmert und niedergestreckt. Gewisse Alazienbäume, deren Laub und Rinde der Elefant bevorzugt, werden wie Zahnsäcke umgebissen. Schenkeldicke Bäume liegen in Reihen entwurzelt da, als ob ein gewaltiger Sturm durch den Wald gefegt sei.

In der Ulongaebene kommt es jedes Jahr vor, daß die Reisvorratshäuser der Eingeborenen von Elefanten auseinandergerissen und ihres beliebten Inhalts beraubt werden. Mit Plakpatronen oder blinder Schüssen würde man die nicht geladenen Gäste von den Kulturen fernhalten können. Dazu gehörten zunächst in den Jagdreservaten, dann auch in den

anderen bedrohten Landstrichen vom Gouvernement angestellte Wärter, welche die mit so gesundem Appetit gesegneten Fresser zu vertagen hätten.

Die zwei Jagdwärter pro Bezirk von der Größe eines kleinen Königreichs, die ihr sorgenloses Dasein beschaulich in irgendeinem Jagdreservatwinkel verschlafen, können nichts machen.

Will man den Elefanten opfern — die Notwendigkeit liegt noch lange nicht vor, aber sie könnte für gewisse Landesteile eines Tages eintreten —, dann sollte das Gouvernement selber den Abschuss in die Hand nehmen und den Elsenbeinertrag zum Nutzen des Landes verwerten. Will man den Elefanten schonen und die vorhandenen Bestände erhalten oder vermehren, so kann nur eine völlige Schonzeit von mindestens zehn Jahren helfen, nach deren Ablauf pro Jahr und Jagdschein im Höchstfalle zwei Elefanten gegen hohe Schußgebühr freigegeben werden dürfen. Für erlittenen Flutschaden müssten die Betroffenen aus den Einnahmen der Jagdscheingebühren entschädigt werden.

Ebenfalls müsste das Gouvernement an zuverlässige Personen unentgeltlich Vorbeladet verleihen und Pulver liefern zur Abgabe von Schrotbüßen. Ein Europäer Vierpatronen für Hinterladet.

Der Nachwuchs an jungen Elefanten ist naturgemäß gering.

Im Laufe der Jahre ist es mehrfach gelungen, junger Elefanten habhaft zu werden, deren Muttertier auf der Jagd erlegt oder geflüchtet waren. In

fast allen Fällen brachten die Eingebohrten den „Fund“ dann zur Station oder zu einem ihnen bekannten Europäer. So hatte 1896 der Posten Rajagga am Nordstrand des Tanganika zwei junge Elefanten. In Zeinga waren ebenfalls einige. Alle Tiere gingen aber über kurz oder lang ein. Nur einer lebte ein Jahr, ein anderer sogar anderthalb Jahr. Mit wurde 1903 in Moschi von Masai ein junger männlicher Elefant von etwa 80 Centimeter Höhe gebracht, den die Jäger angeblich mitten in der Steppe verlassen angetroffen hatten. Vermutlich war das Muttertier von Walambarwildetern verbittertweise mit Giftpfeilen erlegt worden.

Es war ein zum Lachen zwingender Anblick, als der Zug sich der Boma Moschi näherte. Voran einige schwache Masai, mit Fett und roter Erde am ganzen Körper geschminkt, dann der „Finder“ und hinter ihm marschierte verständig, tapfer, treu und brav wie selbstverständlich unser junger Elefant!

Welche Mühe haben wir nicht auf ihn verwandt. Alles drehte sich nur noch um sein Wohlergehen und um die Frage: „Wird er durchkommen oder nicht?“ Die ihm per Flasche verabreichte Ruhemilch nahm er sofort gierig an und konnte gar nicht genug bekommen. Nach den ersten Tagen der Schwäche erholtet sich schnell, so daß er nach vierzehn Tagen recht wohl schien, sofort zum Spielen herankam, wenn wir zu ihm gingen, und versuchte, uns unter lästlichem Brummen mit der Stirn vom Platz zu drücken. Nur in seinen geräumigen Stall, ein leeres Magazin,

wollte er abends absolut nicht herein. Wir begannen zu hoffen. In der dritten Woche fiel er zuschlagsend ab, die Verdauung funktionierte nicht mehr, und kurze Zeit später starb das kleine Retifchen, nachdem er die letzten Tage wie ein schwerkrankes Kind ruhig und still dagelegen hatte. Man mußte zwar im kolonialen Dienste immerzu allerlei Aufgaben lösen, die man sich zu Hause nicht träumen ließ. Aber „junge Elefanten aufziehen können“, wurde nicht verlangt. Einen erheiternderen und zugleich in gewissem Sinne rührenderen Anblick als diesen altlugigen Miniaturriesen mit seinen gemessenen, verständigen Bewegungen, seiner Zutraulichkeit und seinem Anschlußbedürfnis kann ich mir schwer vorstellen. Vermutlich lag unser Fehler beim Versuch, ihm die Muttermilch zu erscheinen, daran, daß wir die Ruhmilch aus Unkenntnis nicht verdünnt hatten. Die Zahl der seit unserer Besitznahme der Kolonie gefangenen und später eingegangenen jungen Elefanten mag einige Dutzend betragen. Das junge Nashorn und besonders das Flughpferd ist sonderbarerweise viel leichter mit der Flasche aufzuziehen. Im Kongostaat sind in den letzten zwanzig Jahren eine Anzahl junger Elefanten gefangen worden und am Leben geblieben, welche Arbeitsdienst nach Art der indischen verrichten.

* * *

Anfang Dezember 1898 übernahm ich die 3. Kompanie und zugleich die provisorische Station Rallinga am Rande des Udzungwgebirges in Uhthe,

eine Station ausgezeichnet dadurch, daß es dort damals überhaupt nichts zu essen gab. Die gesamte Verpflegung mußte aus der zwei bis drei Tage entfernten Ulangaebene beschafft und durch Träger ins Gebirge transportiert werden. Unsere ultima ratio war eine Kinderherde. Wild gab es außer Elefanten und Schweinen nicht. Erstere auch nur in sechs bis acht Stunden Entfernung von der Station.

Die zerlüfteten Bergländer des südlichen Mbéhe waren damals noch reich an Elefanten. Wenn ich mich recht entsinne, wurden 1899 oder 1900 allein im Mbéhebezirk an 900 Elefanten der Station als erlegt gemeldet; zweifellos also nicht alle, die tatsächlich erlegt wurden. Man kann sich hiernach ungefähr ein Bild davon machen, wie reich an Elefanten Mbéhe damals noch gewesen sein muß, ebenso aber auch, wie wild dort gejagt wurde. Auch ich hatte das Glück, in Mbéhe zum erstenmal Elefanten in Freiheit zu sehen, und zwar gleich eine ganze Herde. Am 29. Dezember brach ich — nachdem Weihnachten durch Genüß der letzten zehn Rubizentimeter Rognal andeutungsweise markiert worden war — von Roringa mit sechs Asiaten auf, um in der Ulangaebene wieder einmal zu sponagieren. Nach dreistündigem Marsch legerten wir vorläufig, infolge entstandener Zweifel über den eingeschlagenen Weg, an einem flachen Gebirgsbach. Ein Versuch, uns am Nachmittage durch das hohe Gras durchzuarbeiten, um einen fürtzerten Weg zu erreichen, scheiterte. Wir blieben stehen und mußten zurück. Alte Elefantenruten waren

zahlreich vorhanden, doch nicht eine frische. Nach einem schauderhaft steilen Aufstiege senkte sich das Gelände scheinbar nach Süden und bildete ein Durch-einander von Bergen, Tälern, Schluchten, Wald- und Buschparzellen. Ein hoher schroffer Gebirgsrand verließ vom Lager aus direkt nach Westen. Am nächsten Tage stiegen wir nach längerem Marsch auf einem guten Elefantenpfad steil ab zum Lager an einem zehn Meter breiten Gebirgsbach, dessen Bett mit Felslöchern übersäet war. Die Gelegenheit zu einem Naturheilbade à la Wannsee war zu günstig, um sie zu verpassen, zumal ein öffentliches Abgernis unmöglich war, weil das nächste weibliche schwärze Wesen schätzungsweise nicht unter 30 Kilometer Luftlinie entfernt vorkommen konnte.

Ein übertrieben steil und anstrengend anmutender Aufstieg führte am anderen Morgen gut lichten Höhe und zu einem Elefantenpfad. Die sehr zahlreichen, zirka 14 Tage alten Losungsbreste im Gestalt überaus stattlicher, gleichmäßig gesetzter, strohfarbener Grasknödel ließen erkennen, daß es besonderen Grübelns behufs Ergründung ihrer Herkunft nicht bedurfte. Wir folgten dem Elefantenpfad nach Osten. Derselbe führte, sozusagen raffiniert gewandt alle Entzungen und Abstiege so weit als möglich vermeidend und abschneidend, über die Rüden und Sättel. Seine Trace hätte kein Fachmann schlechtes legen können! Nach dreistündigem Marsch kreuzten frische Spuren unseres Wegs. Bald wurden diese überraschend zahlreich. Die ganz frische, dampfende

Lösung ließ erkennen, daß erst vor kurzer Zeit Elefanten durchgelommen waren! Noch nie hatte ich bisher einen Elefanten in seiner Heimat in Freiheit gesehen. Wer kann mir verdenken, daß ich, anstatt weiter ans Touristen zu denken, zunächst: „Stop, alter Junge!“ sagte und dann: „Hier wollen wir uns mal umsehen.“ Der Mbébejunbe Rihuetu, der mich begleitete, hatte in richtigem Erkenntnis der Dinge, die da kommen würden, schon einige Spuren vorausgeschickt, die zu meiner größten Freude um elf Uhr mit der Meldung zurückkamen, daß sie „viele Elefanten“ gar nicht weit, sondern ganz nahe gesehen hätten.

„Karibu, sana, si mbali.“ Dieses „ganz nahe“ betrug, denn auch nur anderthalb Stunden, die wir in einer fluchtartigen Gangart zurücklegten. Von dem schwarzen Führer sehr geschickt dirigiert, mußten wir behuts Vermeidung ungünstigen Windes mehrere Ab- und Aufstiege überwinden, so daß ich zuletzt völlig erschöpft und außer Atem einen Sattel erreichte, von welchem aus die Elefanten zu sehen sein sollten. Infolge des letzten schnellen Anstieges hatte ich betrübtiges Herzschlagen, daß ich mich erst sehen mußte, um ruhiger zu werden. Nach einigen Minuten Pause kroch ich behutsam, dem Führer folgend, bis zur Höhe eines schmalen Grates bergan, von wo das nächste Tal zu übersehen sein mußte.

Man wird verstehen, wenn Erwartung und Jagdlust mich – zum erstenmal nach vier Jahren Aufenthalt in Afrika auf Elefanten stoßend – mächtig aufgetegt hatten.

Langsam richtete sich jetzt der Mann vor uns auf und zeigte schweigend mit ausgestrecktem Arm ins Tal. Ich stand jetzt neben ihm, doch sah ich nichts. „Dort, Herr, dort!“ flüsterte der Mhêhe aufgeteigt mit der Hand zeigend, „wa na kula“ (sie essen). Ich hatte viel zu weit gesucht. Ganz plötzlich sah ich nun einen, nein drei, fünf, zehn, nein noch mehr! Es waren an 40 Elefanten, die in verschieden weiten Abständen den jenseitigen Hang langsam emporsteigend, Äste und Laub abrupsend, sich schläg auf uns zu bewegten.

Wie soll man die Empfindungen eines solchen Augenblickes in Worte fassen? Die ganze Herde befand sich etwa 200—250 Meter entfernt, so daß ein ganz sicherer Schuß auf ein bestimmtes Tier aus der sich bald gegenseitig verdeckenden, bald im Gebüsch unsichtbar verbundenen Herde, auch bei größerer Ruhe, als ich zur Zeit vorzeigen konnte, nicht möglich gewesen wäre. Mit dem Glase beobachtend, wartete ich daher das Näherkommen erst ab, zumal ich mit einem Thale ganz ruhig geworden war. Bald hatte ich einen alten Bullen — anscheinend den einzigen bei der Herde befindlichen, mit weit herausragenden, starken Stoßzähnen — entdeckt und richtete meine ganze Aufmerksamkeit auf ihn. Die Herde hatte sich unterdessen bis auf etwa 120 Meter genähert, als ein, uns wahrscheinlich unmöglich erinnerbarer, Windhauch ihr verdächtig wurde. Völlig ungedeckt, über eine ganz freie Wiese, steil bergab näher heranzugehen, bot keine Aussicht auf Erfolg, zumal der Wind jetzt von uns her zu Tal zu fallen begann. „Schieße, Herr, oder sie werden

fießen", tönte es leise zu mir heraus, und ich ließ mich verführen, dem Rat zu folgen. Der große Bulle stand slemlich günstig, in seiner Nähe und hinter ihm bewegten sich andere graue Riesenleiber. Ich zielte aufs Blatt und einige Schunden darauf tollte das Echo des Schusses donnertnd die Bergwände entlang. Aber war ich doch noch zu aufgetegt, hatte sich beim Hochbeben und Verbeistreifen des Gewehres am hohen Schilfgras oder meiner Kleidung die kleine Klappe aufgerichtet? ich weiß es nicht, sah auch damals nicht nach. Soß der Schuß? Soß er gut oder nicht, ich konnte es nicht sagen. — Die Herde stieg langsam in den Grund hinunter und schloß hier, unschlüssig, wohin sich zu wenden, eng zusammen. Ich glaube, daß in diesem heillosen Berggewirr das Echo des Schusses sie gänzlich wirre möchte. — Zunächst konnte ich nicht wieder feuern, da alle Elefanten zirka 250 Meter entfernt in einem Haufen zusammenstanden und ein bestimmtes Tier nicht zu wählen war. Vergebens suchte ich den Zahnräger von dohin zu finden. Nicht war gut zu erkennen, daß zur Herde eine ganze Zahl halbwüchsiger Tiere gehörten, die ratlos nach der Mitte drängten, wo die ausgewachsenen sich versammelt hatten. Ein leichtes Hin- und Herwiegen der gewaltigen Körper unter beständigem, dabei ganz ruhigem, prüfendem Einsaugen der Luft in den Rüssel war bei einer Anzahl deutlich zu beobachten. Andere standen ganz still, bewegungslos. Die meisten flappten fortwährend ihre gewaltigen Ohrmuscheln nach vorne und zurück. Dieser Anblick dauerte einige endlose Minuten.

ten, dann löste sich die Masse langsam auf und bewegte sich in fluchtartigem Tempo auf ein tiefes Seitental zu, mit dabei Gelegenheit gebend, noch zweimal auf den erst gewählten Bullen zum Schuß zu kommen. Die Herde war jetzt verschwunden, und nun ging es in größter Eile bergab, ihr nach. Im Tal angelommen, bot sich ein unerwarteter Anblick. Ein großer Elefant lag verendet im dichten Busch. Das hatte ich mir nicht träumen lassen. Aber im Augenblick verwandelte sich meine Freude in das Gegenteil. Ein hochtragendes Muttertier war gefallen! Hähne, später gewogen, à 28 Pfund. Ich hatte jedenfalls den ersten Elefanten überschossen und eine in der Schußrichtung hinter ihm im Busch gedreht stehende Röhre getroffen. Sie hatte guten Blattschuh und war anscheinend sofort verendet. Aber es war keine Zeit zu verlieren. Gelunden hatten genügt, das Geschehene zu übersehen, und weiter ging es, dem Bullen nach, dessen riesige Fährte trotz der vielen anderen von Zeit zu Zeit zu erkennen und ganz gut zu halten war. Schon außer Atem, überkletterten wir einen kleinen Rücken, hinter welchem eine sumpfige Wiese tief unter uns auftauchte. Gleichzeitig sahen wir einige Elefanten, die sich von der Herde getrennt hatten, um, zurückkommend in größter Hast, einen ganz steilen unbewachsene Hang zu unserer Rechten zu erklimmen. Es mögen sechs oder sieben gewesen sein. Mein erlöschener Hahnträger war nicht dabei. Völlig erschöpft und ruhig geworden, schob ich nicht. Doch was ist das? Auf halber Höhe an-

gefommen, stürzt ein Elefant, gleich darauf ein zweiter nieder und beide rollen vor unseren Augen — wir standen wie versteinert da — buchstäblich wie zwei Fässer vielleicht fünfzig Meter den Berg hinab bis zum Wiesengrund, wo die dichte Bewachung zunächst nichts mehr erkennen ließ! Die anderen waren inzwischen jenseits des Vergründens verschwunden. Als erster sand ein Aslati seine Sprache wieder, der beim Hinabrollern der Elefanten freudig tief: „Einer ist gefallen, noch einer! Geht haben wir schon drei“, während ich mich verwundert fragte: „Das ist doch unmöglich, du hast ja gar nicht drauf geschossen.“ Erst später erklärte ich mir den Fall der Elefanten darin, daß die flüchtig bergan hastenden Tiere sich vielleicht heftig angetempelt, dabei infolge ihrer steilen Höhestellung zu Fall gekommen und nun, unfähig, einen Halt zu finden, ins Rollen gekommen waren. — Aber zum Überlegen blieb damals keine Zeit. Wie in Windeseile den rollenden Riesen nach bis zum Wiesengrund. Nichts zu sehen! Wir suchten und suchten an der vermeintlichen Fallstelle. Nichts da!

Die weichen, liegenden Grasmassen, welche das feuchte Tal füllten, ließen nichts entdecken. Ein ziemlich lichter hoher Waldtranz schloß das Tal von allen Seiten ein. Um besseren Überblick zu gewinnen, kletterten wir wieder ein Stück bergan, als wir ganz unvermittelt, uns auf 150–200 Meter gegenüber, den größten Teil der Heide einen schönen Hang hinaufklettern sahen. Ungefähr in der Mitte, durch etwas Stangenholz gedekt, stand, deutlich an seinen lang

heraufragenden Stoßzähnen, von sicher je einem Rentner Gewicht, kennlich, der alte Bulle. Er bewegte sich gar nicht, so daß ich ihm mit sicherem Abkommen übers Tal hinüber eine Ganzmantel 88 aufs Blatt sehen konnte. Auf den Schuß klappte er nur einige Male mit den Ohren und stieg dann so langsam weiter, daß ich noch zwei Schuß abgeben konnte. Jetzt ging es so schnell wie möglich nach. Schon glaubte ich die Beute zu haben und diesmal von besonderem Glück begünstigt zu sein. Der Führer der Herde, „ihr Chef“ — das konnte nur dieser eine Bulle sein — war mit so gut wie sicher und meine Freude kannte keine Grenzen.

In atemloser Hast ging es auf der Fährte weiter steil bergan. Der feuchende Atem drohte die Brust zu sprengen, aber was lag daran, so nahe am edelsten Wild der Welt! Drei gute Schuß müßte er haben. Wie müssen und werden ihn finden, war mein Gedanke, und atemlos klimmen wir bergan! Dies Freudenfest nächter! Und dann erst der so nette Neid anbetet um Abenteuer und Trophäe! Blitzschnell jagen sich die Gedanken!

Da kreuzt der Gedanke in der eigenartigen, unheimlich schnell fördernden Bewegung eines fliehen-
den Elefanten für eine Sekunde sichtbar eine Lichtung
daraus und . . . wir sahen ihn niemals wieder.

Tags darauf folgten wir noch fünf Stunden der Fährte ohne das geringste Ergebnis, so daß ich nun wenigstens hoffte, den wehrhaften Riesen doch mit leicht verletzt zu haben. Wir mußten über den kleinen

Sumpf zurück, in welchen gestern die beiden rollenden Elefanten, die beim hastigen Erklettern des steilen Hanges das Gleichgewicht verloren haben mußten, landeten.

Da nichts zu finden war, mußten sie aber mit heiße Haut unten angelommen sein und sich davongetrollt haben. Ein alltäglicher Anblick war ihre Fahrt nicht.

Etwa eine halbe Stunde von der gestrigen Schußstelle angelommen — wir befanden uns auf einem kleinen Berggrüden, der von erheblich übertragenden Höhen eingeschlossen war —, ließ sich der Führer plötzlich in die Knie sinken und tief mit leise zu: „andofu“ (Elefant). Gedankenschnell lag die aufmerksame kleine Kolonne am Boden. Und richtig! Vor uns auf halber Höhe trachteten vier Elefanten mit kleinen Zähnen, denen ein fünfter mit kurzen, aber ganz dicken Elfenbeinjäulen folgte, in hastigem Vorwärtsdrängen die Höhe zu gewinnen. Sie mußten uns schon im Winde haben und verschwanden gleich darauf im hohen Schilf, ehe so recht die Möglichkeit eines guten Schusses auf den leichten wegen der immerhin an 200 Meter betragenden Entfernung abgewogen werden konnte. Raum eine Minute später erschien — schon 400 Meter entfernt — Nummer 5 auf einer hellen, blassen Ruppe, die sich scharf gegen das dunkle Grün des dahinter rauschenden Urwaldes abhob. In voller Klarheit war zu erkennen, wie er den Wind untersuchte, indem er mit hochgehobenem Rücken nach allen Seiten witterte und zuerst nichts Verdächtiges

zu bemerken schien. Ganz plötzlich schnellte der Rüssel wieder hoch, ein prüfendes Drehen desselben wurde sichtbar, denn ein ebenso hastiges Herumwirfern des Körpers folgte, und im Nu war's verschwunden. Eben im Begriff, den Weitermarsch anzutreten, stößt ein Träger den Schredensatz aus: „Tembo nakuja“ (Ein Elefant kommt) und stürzt wie besessen davon. Um gleichen Augenblick taucht knapp 100 Meter vor uns ganz frei ein hochragender Elefant auf, der sich in schnellster Bewegung mit nach vorn geöffneten Ohren und erhobenem Rüssel nähert. Noch erkenne noch, daß er stark labmt und zahnlos ist, gebe rein instinktiv in größter Eile zwei Schuß auf ihn ab und dann — ich lüge nicht — rissen wir aus, was wir konnten. Aber wir konnten nicht fort! Das Schlinggras hielt uns bald gefangen. Hierüber sah schnell klar geworden, durchdrückte mich im gleichen Augenblick die Erinnerung, daß sich ja zwischen uns und dem Elefanten ein langer, wohl fünf Meter tiefer und ebenso breiter Wassertrog mit steinernen Wänden befand, den wir Tags zuvor umgangen hatten. Und kaum war dies gedacht, als auch schon ein dumpfer schwerer Sturz die wundervoll antegende Spannung nahender Lebensgefahr gelöst hatte. Knapp 40 Schritte von uns war der in blindet Wut vorwärts tobende Elefant in die Schlucht gestürzt und lag nun hilflos gefangen und eingeklemmt im unten ganz schmalen Spalt des Erdtisches, der als natürliche Fangtube vielleicht unsere Rettung wurde. Ein auf wenige Schritte von dem so gefesselten und doch nicht zu ret-

tenden Riesen abgegebener Gehirnschuh tötete den alten Bullen auf der Stelle. Er hatte keine Spur von Stoßzähnen. Diese zahnlosen Bullen gelten — ob mit Recht oder Unrecht sei dahingestellt — bei den Eingeborenen für besonders gefährlich und angriffslustig.

Einen Monat später traf ich, an der Spitze einer langen Marschkolonne marschierend, in Upogoro zum zweitenmal auf Elefanten. Es waren drei große Tiere, die zuerst wie runderliche wandelnde Panzerhäuschen vor uns auf dem Wege einherstritten, dann aber bald in den Wald abbogen. Sofort war ich mit dem ebenfalls gern zur Jagd bereiten Sergeanten meiner Kompanie hinterher. Wir brauchten nur dem Wege zu folgen, den die drei Riesen im Grasmeer niedergetreten hatten. Nach dreistündiger Hast, die uns mehrfach im Kreise führte, mußten wir erschöpft die Verfolgung aufgeben. Selbst ein Tier von den Ausmaßen eines Elefanten wird vom afrikanischen Busch wie eine Maus verschlungen. Ein prompt am Nachmittag eintretender und mich ins Feldbett zwingender, überaus heftiger Fieberanfall mit unerträglichen Kopfschmerzen war bei mir infolge der Überanstrengung ausgelöst worden. Der Sergeant wollte zu gern noch einmal sein Glück versuchen. Eine Stunde vom Lager schoß er einen Elefantenbulle an, der ihn umgebend annahm. Auf zehn Schritt Entfernung glühte ihm dann ein Zellschuh und der Riese brach verhindert zusammen. Sein Zahn weg an 105 Pfund! Sonderbarerweise verbrochne ein anderer Elefant den

halben Nachmittag damit, um das Lager herumzupattouillieren, ohne sich durch den Lärm, die Feuer und die vielen Menschen stören zu lassen.

Vier Jahre später! Lager und Ruhetag in Nordtuanda auf einem hohen Berggrüden ziemlich in der Mitte zwischen dem Mouletu- und dem dreizipfligen Agesijee. Beim Ankleiden um $6\frac{1}{2}$ Uhr früh hörte ich im Haze drausen davon sprechen, daß zwei Elefanten da seien. Also mit Windeseile in die Kleider und raus! Es stimmt. Etwa ein Kilometer vom Lager standen zwei Elefanten uns halb den Rücken zugewandt, mit anscheinend recht ansehnlichen Stoßzähnen, auf einem Hange unweit eines jungen Bambuswaldes. Von der nun gemeinsam mit einem Kollegen unternommenen Jagd, die schließlich grade mit dem Ergebnis endete, welches wir auf jeden Fall vermeiden wollten, nämlich zur Strecke eines sogenannten „Kompanieelefanten“, sei nur das Schlußbild entrollt.

Wir näherten uns dem schwerverwundeten Elefanten, der in imposanter Größe und Wucht im Bambusdickicht stand, bis auf vielleicht 20–30 Meter und wollten ihn möglichst schnell töten. Auf einige Kopfschüsse brach der Riese niederr, und wir gingen im Glauben, daß sich weiteres erübrigte, bis auf vielleicht jedes Schritt heran, um den gefällten Riesen in aller Ruhe aus nächster Nähe zu beaugenscheinigen. Doch was ist das! Unheimlich schnell wächst der Elefant wieder riesengroß in die Höhe – ein Anblick, der einem schon etwas das kalte Grausen lehren konnte – und stürzt auf uns zu, die wir beide völlig triebhaft wie bet

Bliß fortfausten. Man entwidelt in solchen Momenten eine ungeahnte Gewandtheit, und so stoben wir mit mächtigen Säben nach verschiedenen Richtungen fort. Ich kam nicht weit. Wie von einem Lasso niedergesessen, stützte ich plötzlich im jungen Bambusrohr der Länge nach und mit solcher Gewalt hin, daß gleichzeitig Tropenhelm, Geweht und Kneifer weiterslogen. Zu denken war nicht viel. Ich dachte nur noch klar und ruhig: „Hecht bist du dead.“ Aber als einige Sekunden lautlos vergingen, ohne daß etwas erfolgte, raffte ich mich, Tropenhelm und Geweht wieder auf und begann den zauberhaft schnell verschwundenen Boys rufend, das mit am schwierigsten entbehrliche Augenglas zu suchen. Hecht erwiderte auch von irgendwoher aus dem Busch meines Jagdgenossen lieblich lautende Stimme. Auch er war wie ich bald hingefallen. Wir schienen somit beide noch hell! Nach einem zweifelndem Betasten und Peifen, ob wirklich die ganze Maschine noch in Ordnung war, drückte ich den mittlerweile auch sogar wieder gefundenen Kneifer auf die Nase und stand zwei Minuten später am verendeten Elefanten, der noch eine kurze Strecke vorgerutscht und dann tot zusammengeunken war. Da nicht, ohne auf alle Fälle zu vermeidenden Streit, entschieden werden könnte, wer den „tödlichen“ Schuß abgegeben hatte, leistten wir die Söhne derart unter uns aus, daß der Gewinner die erste Wahl eines derjelben hatte.

Auf Elefanten soll man allein jagen oder überhaupt nicht.

So verließ eine andere Jagd zu zweien und einem Zuschauer denn auch erfolglos. Es war 1903 in Moschi. Seit einigen Wochen hatten wir Besuch eines überaus anspruchsvollen Afrikareisenden, welcher die Station andauernd mit zahllosen Wünschen und Anforderungen beglückte, in der vermutlichen Meinung, so eine Station sei überhaupt nur dazu da, „schnelligst“ jeden seiner Wünsche zu erfüllen und sich außerdem noch seinen „Beziehungen“ entsprechend geehrt zu fühlen. Mag sein, daß er recht hatte. Er wurde auch gern unterstützt, wie kaum je ein Reisender vor ihm. Schließlich hatten wir in Moschi aber auch noch andere nicht ganz unwichtige Arbeiten zu erledigen. Er wollte hauptsächlich im Bezirk jagen und Tiere lichtbilben. Eines Morgens, als unser Guest „alles fertig zum Abmarsch gepaßt“ bereitstand, brachten Eingeborene die Nachricht, daß zwei Elefanten am Rande der Steppe im Holz standen. Die Gelegenheit zu einer Elefantenjagd ist im allgemeinen so überaus selten, daß jeder passionierte Jäger höherfreut ist, einmal das ewige und oft genug unerträgliche Einmaleins des Stationsdienstes unterbrochen zu können. Trotzdem lag mir wegen eigenen Unwohlseins an jenem Tage gar nichts daran, eine Jagd zu unternehmen. Ich sagte daher dem zum Abmarsch bereiten Besucher: „Wenn Sie versuchen wollen, die Elefanten zu photographieren, dann trete ich gern zurück, mir liegt nicht viel daran, da ich schon Elefanten geschossen habe.“ Er lehnte aber bestimmt ab, weil er seinen Abmarsch von der Station nicht

länger verzögern wolle. Mein entgegenkommendes Anerbieten muß er nachher ganz „vergessen“ haben, denn ich las ein Jahr oder zwei darauf in seinem großen Jagdwörter zu meinem ziemlichen Erstaunen nur: „dah̄ er den Stationschef nicht in seiner Gesetzmäßigkeit unternommenen Jagd habe stören wollen, obwohl er gern photographiert hätte. — So unwichtig die Sache an sich ja ist, sie zeigt, wie leicht in den Tropen die „Erinnerung“ täuscht.

Viel früher habe ich übtigens – wie mir dabei einfällt – in weniger belanglosen Sachen die Beobachtung gemacht, daß Klima, Malaria und Chinin bei gewissen Leuten eine gradezu vernichtende Wirkung auf die Gedächtniskraft auszuüben scheinen, und daß dann vorzugsweise jenes Zentrum im Gehirn betroffen wird, welches die Erinnerung an geleistete Hilfe in der Not und erwiesene Dienste vermittelt. Man lernt es, sich dem in Laufe der Zeit anzupassen und damit abzufinden. Auch gewöhnt man sich dabei unberechtigte Vertrauensseligkeit ab! Um das afrikanische Klima aber nicht zu sehr zu belasten, sei daran erinnert, daß ähnliche Erscheinungen zu Hause ohne Chinin auch vorkommen.

Ich stieg also mit noch zwei Hunden der Station zusammen zur Steppe hinab, wo wir bald auf die ganz frischen Spuren zweier Elefanten stießen. Infolge der bestimmten Verabredung, nicht eher zu schließen, bis in der Nähe des seltenen Wildes weiteres Vorgehen vereinbart wäre, verließ schließlich die Unternehmung ergebnislos, wenn wir auch zuletzt noch

einige Schuß auf die in ganzer Figur sichtbar geworbenen flüchtigen Tiere abgeben konnten. Meine beiden Genossen waren an einer Wegkreuzung beobachtend stehen geblieben, während ich versuchte, durch eine kleine Umgehung den Standort der Tiere im sehr unübersichtlichen Busch auszumachen. Beide Elefanten kamen währenddessen bis auf fünfzehn oder weniger Meter an meine Begleiter heran, die jedoch der Verabredung gemäß und weil sie nicht wußten, wo ich stande, nicht schossen, trotz der denkbar besten Gelegenheit. Ein Verhalten, das alle Anerkennung verdient und von seltener Selbstbeherrschung zeugt. So besamten die Elefanten schließlich Wind von ihnen und gingen in schnellster Gangart — ein wunderbares Bild — ab.

Einige Zeit darauf schossen zwei Herten aus Moschi einen ganz kolossalen Elefanten unweit derselben Stelle schwer an, lebten jedoch gegen Abend zur Station zurück, anstatt auf jeden Fall am Wild zu bleiben und in der Steppe, unter dem ersten besten Baum, zu nächtigen.

Beim nächsten Morgenrauen „erlegte“ ein Griech aus Moschi unweit der Schußstelle einen wahren Riesenbulle! Der Jäger, der sonst kaum je sein Haus verließ, war an diesem Morgen zwischen vier und fünf Uhr mutterseelenallein „zufällig“ dort spazieren gegangen. — Später wurde mit Recht die Elefantenjagd am Kilimandjaro ganz verboten. Nach einigen Monaten wieder erlaubt, hat man sich diese Gelegenheit dort nicht entgehen lassen, um an Elsenbein zu retten, was zu retten war.

Der Afrikaner wird in der Heimat, dem Erkenntnisdrüft Wißbegieriger entsprechend, so viel interviewt, daß er manchmal ausrufen möchte: „Sie sollt du mich befragen“, denn oft ist die Antwort schwierig zu gestalten. „Sagen Sie mal, bauen denn die Elefanten da so ihre Nester?“ bin ich schon gefragt worden, und ebenfalls, ob viele Elefanten dabei eingehen, wenn ihnen die Zähne ausgebrochen werden. — Beindrückt mußte ich darauf hinweisen, daß man noch nie ein „da so“ gebautes Elefantennest gesehen hätte und daß das Zahnausbrechen grundsätzlich erst nach erfolgtem Ableben des Besitzers üblich sei. Ein lebender Elefant mag überaus duldsam sein. Bis zum „sich die Zähne ausbrechen lassen“ wird seine Gutmütigkeit sich schwerlich entwindeln und steigern lassen!

Zum Nashorn!

Verdient der Elefant tatsächlich — zumal wo er noch in Herden auftritt — in unter Kultur stehenden Ländern als wittlich großer Schädling in doppelter Hinsicht nicht überall ungeteiltes Wohlwollen; so ist ein solches um so mehr dem Nashorn gegenüber gerechtfertigt, welches gegen bewohnte Gegenden überhaupt eine bestige Abneigung hat und nennenswerten Schaden in den Feldern nirgends anrichtet. Obwohl trockene Steppen- und Bergländer sind sein Gebiet. Wasserplätze, Sumpf, Bäche, die sehr weit auseinander liegen können, sind Vorbedingungen für das

Auftreten des Nashorns in größterer Zahl. Nicht einzeln lebende Tiere ziehen sich auch in abgelegene wasserlose Dornwüsten zurück und ziehen am Abend oder frühen Morgen stundenweit bis zur Wasserstelle. Dem Menschen lästig oder schädlich wird das Nashorn somit kaum, jedenfalls nirgends in dem Maße, daß seine Beseitigung mit der Feuerwaffe geboten oder mir zu empfehlen wäre. Es ist zuzugeben, daß bisweilen ein übelaußiges Nashorn eine Ratawane oder einzelne Menschen angreift. In solchen Fällen begnügt es sich aber meist damit, auf das seinen Unmut erregende Lebewesen loszuschlauben und es zu verjagen. Das ist ja für einen nichtsahnenden, müden Wandeter, der von heißer Sonne bestrahlt, ins Dösen gekommen ist, nicht angenehm, kann ihn ja auch im allerschlimmsten Falle ins bessere Jenseits befördern. Das ist aber ein überaus seltes Unglück. Daß sich ein verwundetes Nashorn mit dem einfachen Fortjagen nicht begnügt, ist nicht verwunderlich. Daß das Nashorn den Menschen sofort flieht, ist die Regel, die eben ihre Aversionen hat. Es dieser Regel wegen aber zu einem „ganz harmlosen“ Tier zu erklären, geht zu weit. Ich erwähne dies, weil ein Europäer aus Notwehr auf ein ihn angreifendes Nashorn schießen mußte, es erlegte, und auf seine Bitte um Erlass des Schußgeldes abgewiesen wurde mit der Begründung, daß eine Notwehr einem „so ungesährlichen Tier“ gegenüber nicht geltend gemacht werden könne. Nun muß man wissen, daß es Jäger gibt, denen bei verbotenem Wild die Notwehr überaus

loder sitzt. Da durfte das Gouvernement nicht leidhaf-
ten Glaubens sein. So nur kann der ironisch gemeinte
Bescheid gedeutet werden, denn es wäre unbillig,
anzunehmen, daß eine hohe Regierungsstelle ihren
Unterthanen behördliche Unkenntnis in zoologischen
Dingen so offen anvertraut haben würde.

Wo sollte es auch hinführen, wenn verglichen erst
üblich würde? Alle Bande frömmter Scheu müßten
sich lösen und der brave Normalbürger würde —
sicherer Haltes beraubt — ratloser Untuße anheim-
fallen, wenn er sich nicht mehr in glüdbringendem
Vertrauen an wohlertwogene Eigentümlichkeiten
einer obrigkeitslichen Einrichtung klammern könnte,
deren vornehme Verpflichtung mit darin besteht, nie
andere merken zu lassen, was sie nicht weiß!

Eine Kunst übrigens, durch die der Mensch zu
bedeutendem Ansehen gelangen kann, und die man
im Leben, bis zu erhabener Größe entwidelt, weit-
verbreitet antifft!

Zu verwerten ist vom Nashorn außer dem Fleisch
zum sofortigen Verzehrten — das aber in zahlreichen
Fällen nicht mitgenommen werden kann und einfach
verfault — nur die Haut und das allerdings recht
wertvolle Horn. Das Fleisch gilt sonst bei der Mehr-
zahl der eingeborenen Völker als großer Lederbissen.
Andere wieder verabscheuen es absolut. Das ist über-
haupt ganz verschieden. Der eine Stamm wird nie-
mals — auch zur größten Hungerszeit nicht — Nil-
pferdfleisch essen, der andere verhungert lieber, als
daß er Nashornfleisch anruht. Wieder andere ver-

schmähen Zebus, einzelne Antilopenarten, Hühner, Ziegen usw. Der Genuss des Krokodils gilt allgemein als ebensolche Schande, wie etwa Fleisch vom Löwen oder von der Hyäne essen zu wollen. Der ostafrikanische Neger verzehrt Fleisch von einem Tiere, welches selber Menschen frisst, nicht. Höchstens Krokodile, am liebsten junge, die noch keine Menschen erfasen können, sind hier und da erlaubt.

Ich habe bisher auch nur einmal Leute getroffen, welche das Krokodil mit Begegnung verspeisen, die Wandamba am Ulanga. Das sind aber selbst halbe Wasserbewohner.

Aus der Haut des Nashorns werden besonders Peitschen, Stöcke, Riemen, neuerdings als Luxusgegenstände kleine Tischplatten angefertigt. Das Horn wird zu wertvollen Stöcken, zu Stabgriffen, Schalen und vergleichbar verarbeitet, geht außerdem in größeren Mengen nach China, um dort in gemahlenem Zustande als Zusatz zu einer für den Gaumen des gelben Hopfinhabers besonders pikanten — Sauce Verwendung zu finden. Bei weit im Innern geschossenen Nashörnern lohnt sich der Transport der schweren Haut durch Träger zur Küste oft nicht, so daß in sehr vielen Fällen nur das dauerhafte Horn des Tieres in den Handel kommt. So werden jahraus, jahrein viele Hunderte von Nashörnern erlegt, nur um der Hornmasse willen, welche ebenfalls wie Elsenbein nach „frazilah“ (35 Pfund engl., $31\frac{1}{2}$ deutsch) gehandelt werden. Der Preis für ein solches frazilah faru-Horn (faru oder kifaru

heißt Nashorn) beträgt zurzeit etwa 200–300 Mark. Der selbe ist schwankend.

In zwei Jahren wurden nach einer Warenausfuhrstatistik aus der Kolonie 12933 Kilogramm Nashornhörner ausgeführt. Rechnet man pro Nashorn im Durchschnitt vier Kilogramm Horn – die meisten der zur Strecke gebrachten haben kaum mehr als fünf bis sechs Pfund schwere Hörner – so geht daraus hervor, daß 3233 Nashörner erlegt werden müßten, um diese Zahlen zu erzielen. Bedarf es weiterer Worte zum Schuß des Nashorns?

Während des indischen Nashorns Repf nur ein Horn zierte, hat das afritanische dagegen zwei, die hintereinander sitzen. Das vordere ist fast immer erheblich länger als das hintere und leicht nach rückwärts gebogen. Recht selten sind schon Hörner von 80 Zentimeter Länge. Ein Horn von 1 Meter Länge und mehr ist eine Gehenswürdigkeit. Der Zweck der Hörner, die sich nicht auf der Nase, sondern hinter derselben über dem Schädelknochen hochbauen – den Namen Nashorn strenggenommen also nicht ganz rechtfertigen – ist nicht ohne weiteres ersichtlich. Zunächst ist man natürlich geneigt, ihre Bestimmung lediglich als die einer Waffe aufzufassen. Das ist ihr Zweck aber wohl nur zum Teil und vielleicht nicht der eigentliche oder ursprüngliche, wenn auch bisher angenommen wird, daß – wie es irgendwo heißt – „sie nur schwache Reste der gristenen Schuh- und Truhshüllen bilden, die den ganzen Körper der Gaurier in der Vorzeit bededten“. Feinde hat das Nashorn außer

dem Menschen kaum, und gegen dessen Augel kann ihm kein Horn gewachsen sein.

Wir fanden im Dezember 1907 unweit des Rittersees die infolge der Trockenheit munizierten Überreste eines Nashorns, von dem die Eingeborenen versicherten, daß es in einem erbitterten nächtlichen Kampf mit Flughunden durch die Überzahl der Angreifer getötet worden sei. Unmöglich ist das natürlich nicht, da sicherlich bisweilen unter jenen gewaltigen Vertretern einer märfchenhaften Tierwelt wütende Kämpfe stattfinden mögen. Bei einem solchen ist naturgemäß das Horn eine gleich zweckmäßige wie furchtbare Waffe. Sozusagen zum „täglichen Gebrauch“ deute ich mir den Zweck des Hörns aber anders. Das Nashorn verbirgt einen großen Teil seines Daseins im dicht verschlungenen Urwald menschenleerer Steppen- und Bergländer. Der Eigenart dieser Heimat ist das Tier angepaßt. Von verhältnismäßig niedrigem Bau, streift es mit gewöhnlich tief hängendem Kopf durch die wegglose Wildnis, hält allmählich seine Wechseltretend und brechend. Nahe der Erdbodenbewachung entstehen so die gebüschten Lücken, die sich schon in geringer Höhe darüber durch die sich nach allen Seiten ausbreitenden Äste und Auswüchse schließen. Durch das Durchziehen des Kopfes und hierbei bewirkte Hochheben und Anschlagen des Gesäßrumpfs bei der Vorwärtsbewegung wiederholte sich dauernd ein Reiz, der zuerst eine hornartige Verdickung hervorgerufen haben mag, die im Laufe der Zeiten zum starken Horn wurde,

über welches nun mit Leichtigkeit schwere Fäste, Büsche und andere Hindernisse der Bewachung nach oben bis zur Rückenhöhe hinübergestreift werden können. So findet der plumpen Körper leicht ohne Verletzungen zu erledigen und ohne mit Hilfe seines Gewichts durchstoßen zu brauchen, eine sich sofort wieder hinter ihm schließende Passage. Ein in schneller Gangart fliehendes Nashorn bricht mit ungestümter Gewalt durch das trachende und bestehende Gehölz, wobei es sich nicht selten tiefe, schwer hellende Hautwunden reißt, in welchen sich bald zahllose Insektenlarven zu entwideln belieben. Das ist aber die Ausnahme seiner Fortbewegungsart. Der Umstand, daß ich mehrfach im dicht verschlungenen Gehölz — Hinterland von Limbi — nur mit größter Mühe teils kriechend, fast immer tief gebückt, einem Nashorn folgen konnte, welches rein spielend und fast ohne Geräusch hier durchkam, hat mich auf den Gedanken gebracht, daß das vordere, nach rückwärts gebogene Horn hauptsächlich und täglich dem genannten Zweck dient, das Buschwerk zu heben, zu zerteilen und nach hinten überzustreifen.

In der Kolonie ist das Nashorn noch häufig anzutreffen, vorzugsweise in dem weiten, fast unbewohnten Gebiet zwischen Vittoria-Ryans und dem Rilimandjaro. Mehr vereinzelt kommt es in anderen Landesteilen vor, die alle hier nicht aufgezählt werden können. Relativ häufig ist das Nashorn noch in Ratogwe westlich des Ryansa und im äußersten Südostzipfel der Kolonie direkt an der Küste bei Rionga.

Die ganze Zentralbahnliniengegend z. B. ist dagegen heute so gut wie nashornfrei. Für den an seine Reiseroute gebundenen Jäger ist das Nashorn schon ein seltenes Wild. Es ist nächst dem Elefanten und Löwen wohl das begehrteste, dann kommt etwa der Büffel. Die „Geschmäcker“ sind auch hier verschieden, und mancher stellt den Löwen an die Spitze. Immer mehr hat sich das Nashorn in ferne, vom Verkehr abgelegene Gegenden zurückgezogen, so daß derjenige, welcher nicht nach Belieben reisen kann, fast überall schon weite Abstecher in seine stillen Reviere machen muß, um einmal des Genusses seiner Jagd teilhaftig zu werden. Noch vor zwanzig, dreißig Jahren kam das Nashorn in der ganzen Afrika – mit Ausnahme weniger vollreicher Länder – verstreut weit häufiger vor als heute. Die angeführten Zahlen erklären das Verschwinden des Tieres hinreichend. Von Europäern in wenigen Jahren erzielte Streuden von sechzig, siebzig Nashörnern waren damals nicht so selten. Welchen Zweck eigentlich ein solches planloses Niederfallen sicher auch weiblicher und junger Tiere hatte, ist um so schwerer zu ergründen, als außer den Hörnern meist das ganze Tier als Geier- und HyänenSpeise liegenblieb.

Es gibt genug sonderbare Waldmänner, die mit Begegen von jenen Heldentaten berichten. Daß sie leider nicht ausschnitten, beweist die rasche Abnahme der dort verfolgten Viehdüter in vielen Gegenden, wie z. B. Ratagwe und den bekannteren Teilen der Masaisteppe. Um ein junges Nashorn zur Aufzucht

zu erbeuten, wurden mehrfach an dreißig Muttertiere abgeschossen!

Auch hier hat das neue Jagdgesetz endlich Einhalt geboten. Die ganze Lebensweise des Tieres macht seine Jagd leicht, wenn man sich erst in einer Nashörnergegend befindet. Während des Tages an einem vor den glühenden Sonnenstrahlen geschützten, schattigen Ort im Busch oder unter Bäumen ruhend, oft fest schlafend, wird das Nashorn gegen vier, fünf Uhr nachmittags lebendig, zieht abends zum Wasser und dann während der Nacht öfters umher bis zum frühen Morgen. Zur Fühlung, sonnenarmen Tagen trifft man es bis acht, neun Uhr munter. Seltener später und nur in vollster Einöde. Wie fast alles afrikanische Wild liebt es am Tage den fühlenden Schatten und scheut durchaus das Streben nach einem „Platz mit an der Sonne“. In aller Frühe trifft man das Nashorn dagegen noch unterwegs, in den einsamen Dornbusch zurückkehrend an; oft schon etwas ermüdet und weniger aufmerksam infolge der nächtlichen Strecce. Bei günstigem Winde ist das Heranpirschen leicht, sonst kaum entsprechend. Nicht selten — besonders wenn die Sonne ihre wärmlenden Strahlen in schnell zunehmender Freigiebigkeit herabsendet — wird man das Nashorn schon in seinem Lager antreffen, in welchem es den Tag schlafend verbringt, während pfenniggroße Zedern hinzueilen, sich in seinen Hautfalten festhaugen und der Madenhader sich an die Arbeit macht. Friedlich unter irgend einer Schirmakazie in der glühenden Steppe schla-

fend, sind mehr Nashörner vom meuchlings morbiden Spiel getroffen worden, als man annehmen sollte.

Ram lange Zeit das Horn als das einzige Wertvolle in den Handel — neuerdings erst wurden auch mehr getrocknete Hautstücke in Streifen und Platten zur Rüste gebracht —, so wurde es vor einigen Jahren Mode, junge Nashörner für die heimischen zoologischen Gärten einzufangen und aufzuziehen. Rein schlechtes Geschäft! Ein gesundes junges Nashorn, das bereits an konsistenter Nahrung gewöhnt ist, hatte damals in Europa einen Wert von 20—25000 Mark. Heute wohl noch mehr! Glückte das Unternehmen, so war das Verdienst im Verhältnis zur aufgewandten Zeit und Mühe ein hoher. So kamen einige Exemplare gesund nach Hause und bildeten kostbare Schaustücke für die Tiersammlungen großer Städte. Die meisten der eingefangenen jungen Tiere gingen aber nach einiger Zeit scheinbaren Gediehens an irgendeinem „Diätfehler“ ein, so daß keine Besorgnis besteht, den heimischen Markt mit einem solchen Angebot versorgt zu sehen, daß der Preis statt fallen könnte. So hatte die frühere Kilimandjaro-Handels- und Straußenzucht-Gesellschaft naß und nach von Majai vierzehn ohne Vernichtung zahlreicher Muttertiere eingefangene junge „Nashörnchen“ erhalten, von denen nicht eins am Leben blieb. Der Europäer „fängt“ ein junges Nashorn betratt, daß er das Muttertier abschiebt und dann versucht, daß die tote Mutter nicht verlassende Junge durch ein genügend starkes Aufgebot von Negern zu ergreifen. Da häufig der

Fall vorliegt, daß das Junge entweder noch zu klein oder bereits zu groß ist, um im ersten Falle mit stehender Milch aufgezogen, im anderen überhaupt noch eingesangen werden zu können, so wird in der Regel eine große Zahl weiblicher Tiere geopfert, bis es einmal glückt, ein geeignetes „Junges“ zu fangen. Ein energisches Halt ist da am Platze! Der Fang junger Flusspferde und ihre Aufzucht mit der Flösche scheint öfter zu gelingen. Ganz natürlich ist es, daß die Eingeborenen als Tierfänger — vor allem die erstaunlich gewandten Masai und Wandoorobbo — viel öfter Erfolg im Einfang junger „faru“ gehabt haben, als irgendein Weißer, und das ohne den Abschuß mehrerer oder gar einer ganzen Herde Muttertiere. Es hat nicht viel Zweck, Betrachtungen darüber anzustellen, ob das Nashorn bald aus unseren Steppen verschwinden wird oder nicht. Es nimmt in den von Jägern leicht zu erreichenden Gebieten rapide ab. Sicher ist, daß es eines wirtschaftlichen Schuhes wert ist, und ebenfalls, daß es hierzu noch nicht zu spät ist.

In den unzugänglichen wasserarmen Bergsteppen im Norden ist das Nashorn noch heute zahlreich vorhanden. Im Verein mit den seltenen, vom Jäger und Sportmann begehrten jagdbaren Tieren stellt dieser Dic和平ter und viele andere Wildarten einen bereits im Lande vorhandenen kostbaren wirtschaftlichen Wert dar, aus welchem analog den in der Keniakolonie geltenden Bestimmungen dem Fischer eine reiche Einnahmequelle erschlossen werden kann.

Wer dann noch mehr wie eine ganz beschränkte Zahl Nashörner schießen will, soll wenigstens gehörig zahlen. Die einzige vernünftige Einschränkung der zum Abschluß erlaubten Tierzahl zwinge zudem allein schon zum Versuch, nur möglichst kapitale Stüde zu erlegen und die weiblichen und jungen Tiere zu schonen. Jedem wirtlichen Waidmann wird ein einziger kapitaler Nashornbulle unendlich mehr wert sein als zwanzig Durchschnittstiere. Das paßt für jede Wildart in gleicher Weise. Es wird auch gar nichts schaden, die künftigen Bestimmungen für einen Teil derjenigen Jäger erheblich genauer durchzuführen, welche, wie es so nedisch heißt, nur „zu wissenschaftlichen Zwecken“ jagen. Unter dieser Flagge segelte in Afrika schon manche höhere Nas- und Trophäenjägerei. Man kann es nicht anders bezeichnen. Muß zu wissenschaftlichen Zwecken gejagt werden, dann sollten das Männer der Wissenschaft tun und nicht beliebige Laien. Allerliebst ist es z. B. auch, wenn jemand hundert Flughunde abknallt, weil „die Eingeborenen ihn darum batzen, da die Tiere ihre Felder verwüsteten“. Solch „guten Herzen“ kann man nicht von Herzen glauben.

Echt viele Nashornjagden verlaufen ohne Unfall und sind daher als nicht gar so gefährlich zu bezeichnen, wie dank der gewohnten Übertriebungen meist angenommen wird. Damit soll aber nicht gesagt werden, daß die Nashornjagd nicht gefährlich sei. Das ist sie immer. Das Nashorn flieht den Menschen für gewöhnlich genau so wie fast alle wilden Tiere.

Immer aber ist es unvermeidbar und man kann nie voraus sagen, daß nun gerade dieses oder jenes Nashorn, das man trifft, fliehen wird, zumal wenn es verwundet wurde. In dieser Unberechenbarkeit liegt die stete Gefahr, in die man sich bei jeder Nashornjagd begibt. Ich hatte in den ersten acht Afrikajahren nur etwa ein duzendmal Gelegenheit, durch Länder zu kommen, in denen das Nashorn heimisch war. Wo sich auch nur eine schwache Aussicht auf Erfolg bot, ließ ich es mir nicht nehmen, den Versuch zu machen, an ein Nashorn heranzukommen. Ich bin einmal zu Schuß gekommen und nur einmal so nahe an ein so selbst, daß ich undeutlich sehen konnte, wie es die Rinde von den Alten behutsam Verpeisens abschälte. Ich bildete mir damals ein, zuerst eine photographische Aufnahme machen und dann schließen zu können. Mein Gewehr trug der lautlos hinter mir herschlechende Vog. Das offenbar über die Störung seiner beschaulichen Frühstücksarbeit aufgebrachte Nashorn hatte uns aber bemerkt, stellte sein Rauen ein und rannte unverschens, mit ungestümster Gewalt den Busch durchbrechend, auf uns los, um aber bei seinen rücksichtsvoll abzuschwenken und auf Rummelwiederschein zu verschwinden, während wir noch ganz erstaunt dastanden.

Erst 1903 glückte es mir, am Fuße des Kilimanjaro in einer besonders nashornteichen Gegend den ersten Vertreter dieser Art zu erlegen. Gelegentlich einer kleinen Beizfahrt mußte ich durch die Landschaft Räbe und hatte den „zuständigen“ Ruhetag so

gelegt, daß ich einmal ungestört auf Nashorn pirschen könnte.

Um frühen Morgen ging es hinein in die freie Steppe, begleitet von einem jagdkunstigen Sudanforschensch und zwei Boys. Zahlreiche Wechsel mit ganz frischen Fährten trafen wir schon in der ersten halben Stunde. Aber alle Spuren führten aus der Steppe in einen finsternen Busch von zwei bis zweieinhalb Meter Höhe, der so dicht verwachsen war, daß wir vielfach nur gebüxt auf den sich wie niedrige Tunnels durch ihn windenden Nashornwechseln vorzudringen vermochten. Jeden Augenblick konnte uns hier ein Nashorn entgegenkommen, konnten wir auf ein ruhendes oder Mahnung juchzendes stoßen. Zu Ausweichen war nicht zu denken. Zahlreiche Stellen, an welchen Nashörner sich während des Tages gelagert hatten, wurden passiert; im Busch aber blieb es totenstill. Ich sah wohl, daß meine Begleiter sich gar nicht wohl hier fühlten, und mir ging es nicht anders; nur durften sie das nicht merken. Außerdem hatte ich mir vorgenommen, heute, es koste was es wolle, an ein Nashorn heranzukommen.

Noch einer guten Stunde erfolglosen Suchens hatte ich genug von dieser unheimlichen Geschichte, die mit immer ausichtloser verlief. Da standen wir vor einem zwei Meter hohen Termitenhügel, den ich bestieg, um zu spähen und zu hören. Grabestruhe ringsum! Kein Lebewesen zu sehen, kein Laut zu hören. Müßigmutig wollte ich mich wieder hinabgleiten lassen, als ein wüstes Gepolter keine zehn Meter ent-

fernt erdönt, dem gleich darauf das Getäufel mit Gewalt durchbrochenen trockenen Busches und brechenden Ästwerks folgt. Wie eine kleine Lokomotive fütz Dampf ausstözt, schnaubt ein großes Etwas, und schon stürmt ein Nashorn in vollet Flucht über unseren eben verlassenen Weg, so schnell und so überraschend, daß es kaum für eine Celunde zu etlennen ist. Dieser Busch, in dem wir standen und den das Auge keine fünf Schritt weit durchdringen konnte, war mit nun doch zu unsicher geworden. Wir suchten wieder die offene Steppe zu gewinnen, was auch unbehelligt gelang und in welcher wir uns zunächst zusagen wie „gerettet“ vorlamen. Die Sonne war unterdessen hochgekommen und die Aussicht, heute morgen noch ein Nashorn in der freien Landschaft anzutreffen, sehr gering. So rückten wir uns am Rande des Busches entlang, sorgfältig den Wind beachtend. Es wurde acht und damit schwand jede Hoffnung, in der freien Steppe zu Schuß zu kommen. Inzwischen war mir aber doch der „ehrenvolle Rückzug“ aus dem Busch vor mir selbst und meinen Begleitern als, sagen wir mal „zu voreilig“ vorgekommen und ich erklärte ihnen trocken: „Wir müssen heute ein Nashorn haben und das bekommen wir nur im Busch! Also wieder hinein.“ Der brave Sudanese Ahmed Menni war voll Feuerfieber dabei. Die Boys sagten nur: „Heisura, kama tu na kuia, tu na kafu.“ (Es ist egal, wenn wir sterben, dann sterben wir eben.) Amri ya Mungu. (Wie Gott will.) Große Lust hatten sie nicht. Zö an sich ebenjowenig! Aber was soll man machen?

Su stark war das Begehrten einmal wenigstens im Leben auch einem witzlichen Nashorn Aug' in Auge gegenüber gestanden zu haben.

Wir streiften kaum zehn Minuten von neuem im Halbdunkel des abseits der Wechsel und durchdringlichen Dicke des umher, als ein nicht fern, infolge des trockenen, harten Bodens deutlich vernehmbarer polternder Galopp zweier schwerer Röpfer uns wie angewurzelt stehen ließ! — Nashörner! Gleich darauf mussten die Tiere stehen geblieben sein, denn es herrschte wieder lautlose Stille ringsum. Mit schußbereitem Gewehr ging es nun behutsam voran. Links von mir der Sudanese, der vor Jagdeifer kaum zu halten war. So bewegten wir uns ohne Eile durch den Busch auf ziemlich nebeneinander herlaufenden Nashörnspfaden vor. Der Schausch hat leichteren Weg und erreicht etwa acht Schritt links seitlich vorwärts von mir eine etwas freiere Stelle. Die nächsten Gebunden erscheinen wie ein toller Spuk! Über eine Wurzel schreitend blickte ich grade auf und sahe fünfundzwanzig Meter entfernt, vom Busch fast ganz verdeckt, eine graue Masse sich schnell auf uns zu bewegen. Ins Ohr bringt Rauschen des Buschwerks, das in harten Rüffschlag schwerer Hornjohlen auf den ausgedornten Boden austingt. Mein Blick streift den Schausch, der wie angewurzelt da steht, mit ausgestrecktem Arm nach vorn zeigt und mich mit funkelndem Blick anstarrt. Wie der Blitz fliegt die Waffe hoch. Ich erkenne unklar, wie eine schwere Masse heranstürmt, ziele mit Gedankenschnelle auf den sicht-

boten Rötperteil und brüde ab. Der Schausch, durch Knall und Luftrudel des an ihm vorbeigejogten Geschosses momentan betäubt, sieht mich verwundert an und macht einen schönen Seitenprung. Ich sehe und fühle, wie ein gewaltiger Rötpet schnurgerade in wunderbarer Schnelligkeit auf mich zuraßt. Ich werfe mich ohne Besinnen unter Aufbietung aller Kraft rechts rückwärts in den elastiichen Busch, fliege ebenso prompt zurückgeschleudert wieder nach vorne und lande hinter einem kleinen, mich eben vor Sicht deckenden Strauch zwischen den beiden vorhin erwähnten Nashornwechselfeln.

Regungslos stehe ich, das Weitere erwartend und denke völlig ruhig, wie in einer Art Lähmung, weiter nichts als schnellstens hintereinander immer wieder: Donnerwetter! Donnerwetter!

Und im Moment fliegt, weit ausgeteifend mit gestrecktem Rötpet ein grauer Kolob, dem ein zweites junges Tier in derselben Gangart auf den Fersen folgt, so dicht an mir vorbei, daß ich ihm mit einem Spazierstock auf den Rücken hätte klopfen können. Aufgewirbelter Staub und zurückgeschleuderte Erdklumpen fliegen mir ins Gesicht, und schon ist alles verschwunden.

Verstört und grau im Gesicht friechen die Boys aus dem Busch, in den sie bei Seiten verduftet waren. Der Schausch war auch heil geblieben. Nach einer kleinen Atempause wird die Einschußstelle untersucht. Da leuchten die scharfen Augen des Sudanesen auf und triumphierend zeigt er auf einige Tropfen bla-

signen Schweißes, die in die fleischigen Blattranken des Strauches gespritzt sind. Da noch mehr, und da, da wieder, jetzt ein großer Fleck! — Der ist erledigt, Lungenstich! lautet die Diagnose und nun nach auf der Spur! In fast graber Richtung war das verwundete Nashorn durch den Busch gerast, mit der Wucht des massigen Kopfes das tiefste Holz auseinander brechend und zur Seite schleudernd. Wir hatten leichtes Folgen. Wenige Minuten nach Aufnahme der Fährte erblickten wir das zusammengebrochene und bereits verendete Tier mitten im dichten Busch liegen. Wir wollten gerade herantreten, als das junge Nashorn, an das wir gar nicht mehr gedacht hatten, hinter seiner Mutter, wo es verdeckt gestanden hatte, hervorschob und so giftig heranfuhr, daß wir auseinanderstoben. Das kräftig entwidelte junge Tier von etwa einem Meter Rückenhöhe hatte bereits ein sausithohes Horn. Erst auf einen über dasselbe hinweg abgegebenen Schuß verschwand es unter gellendem Quietschen im dunkeln Grün des Strauchgewitters.

Dah die Freude groß war, kann sich nicht nur der Jäger vorstellen. Am Nachmittage brachten meine Träger unter großem Hallow Haut und Kopf der seltenen Beute ins Lager. Große Fleischstücke wurden von ihnen als Lederbissen bis tief in die Nacht hinein geröstet und verzehrt. Beim Abschälen der Kopfhaut vom Schädel fand einer der Träger eine alte eiternde Schußwunde und brach aus dem Schädel ein hinter dem hinteren Horn in diesen eingedrungenen platt-

geschlagenes Eisengeschöß von Daumengröße heraus, welches hier seit Monaten gesessen haben mußte und jedenfalls aus dem Vorderladet eines Eingebohrten abgeschossen war. Hebt war es mit einem Male klar, aus welchem Grunde das hergestalt vor den Kopf gelöschte Tier in uns seine und seines Jungen schlimmsten Feinde erkannt hatte und sofort wütend angriff. Mein besonderes Glück bei der Jagd war, daß das auf zirka 18 Meter Entfernung abgefeuerte Ganzmetallgeschöß 28 halbsoilich von vorn gut Blatt eingedrungen war und die ganze Lunge zerfetzt hatte. So raste das todwunde Nashorn einfach in der Angriffsrichtung voran, bis es blähartig niedergebrach. Auf einen schlechten Treffer hätte es nach uns gesucht. Die Sache wäre dann in diesem übeln Busch vielleicht anders verlaufen. So kam ich zum ersten Nashorn! Und das war sehr schön so. Am selben Nachmittage war ich wieder auf ein „Faru“ unterwegs, sah aber außer vielen frischen Spuren nichts. Man gewinnt bald Geschmack an der Sache. Am nächsten Morgen stellte sich ein Fieber als Reaktion auf die Aufregung ein, und es war mir nicht so wohl zumute wie sonst.

Einige Tage darauf konnte ich mein Abenteuer auf der Station beim „mazum gumzo“*) in der Messe vor lauschenden Zuhörern zum besten geben und sah drei Monate später dabei, als einer von ihnen

*) Mazumgumzo, gebräuchlich: mazumgumto, heißt Unterhaltung, Gespräch. Man beachte die Tonmalerei, die an das Gesammte der Stimmen anflingt.

diese selbe Sache mit dem Nashorn als selbstertiebt in lebendigen Farben vortrug. In der ersten Überraschung wäre ich um ein Haar in den Ruf: „Ranu!“ ausgebrochen.

Aber mit dem Gedanken: „Ja, ja das Tropengedächtnis“, ließ ich ihm sein Vergnügen und sagte von Zeit zu Zeit nur: „Donnerwetter!“ damit er eine Freude habe.

Jahre später in Urundi. Aeläufigtes Bergland, lichter Wald. Auf den Höhen morastige Stellen, im Tale ein breiter, dreikantiger Papyrusumpf. Geestrüpp, moosende Bäume, kniehohes Gras an seinem Rande. Mehrere hundert Meter über dem Umpfe war ich unerwartet auf Nashornspuren und bald auch auf einen guten Bullen gestoßen, der auf meinen, wie ich glaubte, einwandfreien Schuß auf 30 Schritt Entfernung talwärts flüchtig abging. Der leicht erkennbaren Spur nach erreichten wir, steil bergab steigend, die Talsohle und folgten ihr bei Gegenwind unweit des Umpfstandes, als plötzlich der Blick auf einem bewegungslos im Grase verharrenden alten Nashorn haftet, das nur 20 Meter vor uns stand. Lautlos waren meine Begleiter in die Knie gesunken. Zu reden war da nichts. Da ist ja mein Bulle schon, dachte ich, knie hin, entscherte, ziele, feuere. Wie ein Apfel vom Baum fällt, sadte das Tier tot zusammen. Der Schuß war mitten durchs Herz gegangen; das Tier wie vom Blitz gefällt! Doch welche Überraschung! Unmittelbar hinter ihm stand — jetzt erst sichtbar geworden, vorher vom ge-

fallenen genau verdeckt gewesen — ein zweites kraftstreichendes Nashorn, nur wenig schwächer wie das erste. — Es verließ seinen Platz nicht, sondern lugte nur gleichsam erstaunt und versuchte zu wittern. Schießen wollte ich keinesfalls, da wir nun für lange mit Fleisch versorgt waren.

Die sich nähernde Karawane ließ ich 300 Meter von der Schuhstelle auf einer kleinen Anhöhe Lager beziehen, während ich einige Aufnahmen machte. Das Nashorn schaute uns einige Male an, beobachtete nach kurzem Vorstoßen aber immer wieder zu dem verendeten Tiere zurück. Da wir die Beute zerteilen wollten, musste das zweite Nashorn irgendwie fortgebracht werden, ohne es zu beschädigen. Ich grubelte und fand, wie das zu machen! Da fiel mir etwas Neues auf diesem Gebiete ein, von dem ich mir vollen Erfolg und einen großen Spaß versprach. Ich versammelte meine inzwischen im Lager eingetroffenen Leute und brachte so eine Heeressgruppe von drei Soldaten und fünfzehn Trägern zusammen, denen ich meine Idee auseinanderlachte. Nicht alle waren ganz einverstanden, aber alle machten mit, denn groß ist der Glaube an die Unfehlbarkeit des Europäers, der die Karawane führt. Auf das verabredete Zeichen — Hochflügelnen meines langen Bambuswanderstabes — stürmten wir vereint, streng militärisch nach dem Reglement einen Frontalangriff unternehmend, mit: „Marsch, Marsch, Hurra!“ auf das Nashorn los. Das war ihm zuviel! Es flog nur so davon! Ganz wie ich es mir gedacht hatte.

Die Freude! Und: Schön ist es, ein Held zu sein! In großem Lachen und vielen Wünschen über den Ausreißer löste sich die Spannung der tapferen Schafe, die — wie es sich gehört — als Leute von Takt und Feingefühl mit den Vortritt überlassen hatten. Ich glaube, das nächste Mal werden fünf Mann auch genügen, und werde versuchen, weitere Erfahrungen, auch anderem Großwild gegenüber, zu sammeln. Am Spätnachmittage lehnte der junge Bulle, von mir längst beobachtet, zu dem mittlerweile ausgeschlachteten Radaver zurück, um nach Beschimpfungen desselben mit lautem Schreien flüchtig zu werden. Von der Beute waren große Hautstücke zum Lager geschleift worden. Am Abend um acht Uhr stand das Nashorn, das der Mitterung der Schleißputz gefolgt war, vor unserem Lager, in dem die hellen Feuer zum Himmel rauschten. Ich hatte leider, ohne es zu wollen und zu wissen, mein Muttertier erlegt. Beim Nashorn bleiben die Jungen jahrelang bei der Alten, bis sie selbst ausgewachsen sind, die Liebe erwacht und ihr Fortpflanzungstrieb sie auf eigene Wanderschaft zwingt, zur Suche nach einer Genossin.

Die mit mehrfach geglückte Beobachtung eines Nashorns mit seinem Jungen lässt eine große Härtlichkeit untereinander und fast rührend anmutende Unabhängigkeit aneinander erkennen!

Wie wenig Ahnung haben wir Menschen doch vom Empfindungsleben der Tiere!

Wie seltsam es da zugehen kann — diesmal in entschieden zu weitgehender Teilnahme und einiger

Verlernung der Sachlage —, drückte eine ältere Dame im Zoo, gerührt das alte, indische Nashorn betrachtend, zu ihrer Freundin gewandt, mit den tieftrautig vergebrachten Worten aus: „Das arme Tier . . . muß so durch die Welt gehn . . . durchs ganze Leben!“

Höf stand daneben und hätte sie darüber beruhigen können, daß das Nashorn sich „so“ zweifellos wohl fühle und nicht darunter litt, in dieser Form durchs Leben gehen zu müssen. Aber wozu so viel hettliche Einfalt beeindrücken? Und wenn nun ein Nashorn auch denken könnte und sich die alte Dame mit ähnlichen Empfindungen angesehen hätte?

Man kann bei solchen Betrachtungen in verteu-felte Zweifel kommen . . . und ich sage lieber keinen Ton mehr . . . — Donnerwetter!



Route des bereiteten Gebietes